

Jeder Mensch ist ein Sonderfall

Erinnerungen an Joseph Weizenbaum

am 18. März 2008 im Jüdischen Gemeindezentrum, Berlin

von Gunna Wendt

„Jeder Mensch ist ein Sonderfall“ lautete der Titel meiner ersten gemeinsamen Veröffentlichung mit Joseph Weizenbaum und ich möchte diesen Satz heute als Motto für meinen Beitrag verwenden.

Wenn Joseph gefragt wurde, welcher Gedanke aus seinem Buch „Die Macht der Computer und die Ohnmacht der Vernunft“ ihm der wichtigste sei, nannte er jedes Mal ohne zu zögern die Passage über Zivilcourage aus dem letzten Kapitel. Darin heißt es:

„Es ist ein weitverbreiteter aber schmerzlich irriger Glaube, dass Zivilcourage nur im Zusammenhang mit welterschütternden Ereignissen bewiesen werden kann. Im Gegenteil, die größte Anstrengung kostet sie oft in jenen kleinen Situationen, in denen die Herausforderung darin besteht, die Ängste zu überwinden, die uns überkommen, wenn wir über unser berufliches Weiterkommen beunruhigt sind, über unser Verhältnis zu jenen, die in unseren Augen Macht über uns haben, über alles, was den ruhigen Verlauf unseres irdischen Lebens stören könnte.“

Diese Auffassung korrespondiert mit einer anderen, die er in dem Buch „Kurs auf den Eisberg“ formuliert hat – ja, sie ist fast untrennbar mit ihr verbunden – nämlich mit der Erkenntnis, dass die sogenannte Ohnmacht des Einzelnen eine Illusion ist, und zwar die gefährlichste, die ein Mensch überhaupt haben kann.

Die gefährlichste ist leider in diesem Fall zugleich die am weitesten verbreitete und allgemein anerkannte. Fast in allen Lebenszusammenhängen wird die Aussage akzeptiert: „Allein, als einzelne oder als einzelner, kann ich doch gar nichts tun.“

Sogar in revolutionären Bewegungen, die Bestehendes um jeden Preis verändern wollen. Sie propagieren den Zusammenschluss, die Solidarität und das Kollektiv, das gefunden oder gegründet werden muss, damit man handeln kann. Josephs provozierender Hinweis darauf, dass die Ohnmacht des Einzelnen eine gefährliche Illusion sei, setzt mit ihrem Appell an die Verantwortlichkeit schon viel früher an und gibt dem Menschen damit die Chance, sich selbst als handlungsfähiges Individuum zu begreifen.

Einerseits ein faszinierender und befreiender Ansatz, andererseits ein unbequemer, dessen provozierende Wirkung niemals abnimmt, sondern sich sogar steigert, je häufiger und intensiver man über ihn nachdenkt. Und ein Ansatz, der den einzelnen Menschen sowohl auf die Bedeutung seiner unmittelbaren Umgebung für ihn selbst als auch auf seine Bedeutung für seine unmittelbare Umgebung aufmerksam macht.

Joseph hat gesagt: „Der Mensch ist am engsten mit den Menschen verbunden, denen er in die Augen sehen kann, wenn er spricht, oder die er anfassen kann. Alles fängt in seiner eigenen Umgebung an. Es gibt Menschen, zum Beispiel Lehrer, die das Glück haben, viele direkt ansprechen zu können. Für mich bedeutet das, dass sie potentiell eine große Macht haben und deswegen eine große Verantwortung. Als Lehrer kann ich nie wissen, wann ich das Leben von jemandem verändere. Deswegen muss ich mich immer so verhalten, als ob diese Möglichkeit besteht. Dasselbe gilt für jeden Menschen.“

Ich glaube, der Gedanke, dass jeder Einzelne die Möglichkeit hat, die Welt in der er lebt, mitzugestalten und eben nicht zu Ohnmacht und Schweigen verurteilt ist, war es, der in den 1980er Jahren in Deutschland viele Menschen provoziert, aufgerüttelt und ermutigt hat – auch mich. Vor fast 20 Jahren machte ich eine Radiosendung über seine Bücher „Die Macht der Computer und die Ohnmacht der Vernunft“ und „Kurs auf den Eisberg“ im freien Münchner Radiosender Jazz Welle Plus:

Eine Stunde lang stellte ich Josephs Thesen vor – dazwischen war Jazz-Musik zu hören. Der Suhrkamp Verlag bat mich anschließend, einen Mitschnitt dieser Sendung ans MIT zu schicken.

Einige Monate später erhielt ich einen Anruf und glaubte zunächst, meinen Ohren nicht zu trauen. Es meldete sich Joseph Weizenbaum – und zwar aus München. Er war dort anlässlich eines Vortrags und wollte mir sagen, wie sehr ihm die Sendung gefallen habe. So begann unsere Freundschaft und Zusammenarbeit, in der unter anderem drei Bücher entstanden sind.

Ihm gefiel damals übrigens nicht nur der Inhalt der Sendung, sondern auch die Form und die Musik: der Jazz. Er mochte guten Jazz.

Einmal, als ich ihn in den 1990er Jahren in Cambridge besuchte, hörten wir im Radio zufällig eine wunderbare Version des Jazz Standards „You go to my head“ und er rief sofort beim Sender an, um nach der Interpretin zu fragen: Es war Betty Carter.

Und ich trage seit Jahren einen Notizzettel in meiner Tasche, auf den er irgendwann den Titel eines Songs geschrieben hatte, von dem er eine ganz spezielle Aufnahme suchte: „I can't get started“ von Bunny Berigan:

I´ve flown around the world in a plane
I´ve settled revolutions in Spain
And the North Pole I have charted
Still I can´t get started.....

Es ist mir zur Gewohnheit geworden, in guten Musikläden überall, wo ich hinkomme, danach zu fragen und ich werde es weiter tun.

“Wenn der Lehrer, wenn irgend jemand für andere das Beispiel eines ganzen Menschen sein soll, dann muss er sich zuerst bemühen, selbst ein ganzer Mensch zu sein. Ohne den Mut, den Welten in uns und außerhalb von uns gegenüberzutreten, ist eine solche Ganzheitlichkeit unmöglich zu erreichen“, heißt es in „Die Macht der Computer und die Ohnmacht der Vernunft“.

Es war vor allem diese gelebte Ganzheitlichkeit, die Joseph von vielen Wissenschaftlern – und überhaupt von vielen Menschen - unterschieden hat. Er hat sich das Gebiet, für das er als Wissenschaftler zuständig sein sollte, niemals von außen diktieren oder gar eingrenzen lassen. Er war niemals *nur* Naturwissenschaftler, sondern ein politisch verantwortlicher Mensch, der sich den großen Fragen seiner Zeit stellt.

Die Worte, die Klaus Mann seinem Protagonisten in dem Roman „Mephisto“ in den Mund legt, als dieser mit der Macht der Nazierrschaft konfrontiert wird – „Ich bin doch nur Schauspieler – was wollt ihr denn von mir?“ – diese Worte, die man in Modifikationen bei entsprechenden Anlässen immer wieder gehört hat und hört – „Ich bin Wissenschaftler, Politik ist nicht mein Fach“ – „That´s not my department“ – lagen ihm fern.

Joseph wehrte sich gegen eine segmentierende, zersplitterte Wahrnehmung der Welt, die eine Grundvoraussetzung für Totalitarismus darstellt. Den hatte er Kind erfahren und daraus gelernt. Es ist daher kein Zufall, dass er Skepsis als grundlegende Haltung der Welt gegenüber entwickelt hat.

Skepsis bedeutet die Bereitschaft, die eigene Erfahrung in den Wahrnehmungsprozess einzubringen, Verantwortung zu übernehmen, sich nicht auf sogenannte Experten zu verlassen und vielmehr Widerstand gegen die Entmündigung zu leisten.

Claus Biegert, der, seit dem von ihm Anfang der 1990er Jahre veranstalteten World Uranium Hearing in Salzburg, in Joseph einen Mitstreiter gefunden hatte, hat es in unserer Traueranzeige so formuliert:

„Du hast in einer Gesellschaft, die auf den Wahnsinn zutreibt, nicht die Orientierung verloren. Du hast uns gezeigt, welche Widerstandskraft von den Inseln der Vernunft ausgeht. Du hast uns vorgeführt, wie die Verzweiflung mit Phantasie zu schlagen ist.“

Joseph hat jeden Menschen als Sonderfall mit seinen eigenen besonderen Möglichkeiten betrachtet und dazu ermutigt, diese auszuschöpfen. Damit verbunden ist die Verpflichtung, seine besonderen Wahrnehmungs- und Erkenntnisfähigkeiten anzuwenden und Regeln und Einschränkungen, also, die vielbeschworenen Scheren im Kopf, nicht zu akzeptieren und stattdessen kritische, notwendige, unbequeme – gute – Fragen zu stellen.

Was er unter einer „guten Frage“ verstand, machte er – wie so oft - mit einer Geschichte deutlich. Er erzählte:

„Meine kleine Tochter - sie war vielleicht 7 Jahre alt - saß neben mir

und schaute sich meinen Fotoapparat genau an. Dann fragte sie mich: 'Was haben die Zahlen 1.4; 2; 2.8; 4; 5.6; 8 miteinander zu tun?' Sie hatte also die Zahlen am Kameraobjektiv gelesen und wollte wissen, in welchem Verhältnis sie zueinander stehen. Ich habe ihr spontan geantwortet: 'Das ist eine gute Frage.'

Bevor ich es ihr erklären wollte, musste ich ihr erst einmal sagen, wie sehr sie mich beeindruckt hatte. Sie ließ nicht locker und fragte weiter: 'Was ist eine gute Frage?' Da konnte ich nicht umhin, ihr wiederum erst einmal zu versichern: 'Das ist auch eine gute Frage.'

Die selbe Tochter hat mich später einmal gefragt: "Daddy, wie spät ist es?" und dann hinzugefügt: "Ich will jetzt aber nicht wissen, wie eine Uhr funktioniert."

Es gibt noch eine andere Geschichte zum Thema „fragen“, die ich sehr mag und die so typisch für Josephs genauen Umgang mit Sprache ist. Ausgehend von der Diskussion, ob der Computer in der Lage sei, zu verstehen, erweiterte er die Problemstellung: „Kann der Mensch verstehen? Und genauer: Kann ein einzelner Mensch einen anderen vollkommen verstehen?“

Als Antwort erzählte er folgende kleine Geschichte: „Es gab mal ein Quartett in der Musikwelt, das nie wieder seinesgleichen finden wird: Arthur Rubinstein am Piano, Gregor Piatigorsky am Cello, Jascha Heifetz an der Violine und William Primrose an der Bratsche. Die vier spielten einmal in der New Yorker Carnegie Hall. Und auf einmal hatte Rubinstein – wie es ihm öfters passierte - den Faden verloren. Da flüsterte er Piatigorsky zu: 'Wo sind wir?' Und Piatigorsky antwortete: 'In der Carnegie Hall in New York.'“

Joseph hat diese Beispiele – das Gespräch mit der Tochter und das

berühmte Quartett der Musikwelt – nicht von ungefähr gewählt: Er war sehr stolz auf seine Familie, von der Klugheit seiner vier Töchter hat er immer wieder begeistert geschwärmt – und er liebte die Musik, vor allem die klassische. Ich weiß noch, wie glücklich er war, als er die Gesamtaufnahmen der Opern La Bohème und La Traviata, dirigiert von Maestro Toscanini, in einem CD-Laden in Boston fand. In beiden Opern wurde die männliche Hauptrolle von dem Tenor Jan Peerce gesungen, den er sehr verehrte.

Ja, er liebte die Stimme von Jan Peerce, genau wie die von Marian Anderson – beide habe ich durch ihn erst kennen gelernt und seither begleiten mich Jan Peerce´s „Art of the Cantor“ und Marian Andersons´s „Erbarme Dich“ aus Bachs „Matthäus Passion“ sowie Brahms´ Alt-Rhapsodie.

Ein großes gemeinsames Musikerlebnis hatte ich mit Joseph und seiner damaligen Lebensgefährtin Gerlinde Salomon vor einigen Jahren in Berlin: Brahms „Deutsches Requiem“, dirigiert von Daniel Barenboim. Joseph hörte nicht nur zu, sondern durchlebte dieses Werk, er schien daran unmittelbar beteiligt zu sein.

Ich habe damals lange und seither immer wieder darüber nachgedacht, warum ihn gerade dieses Werk so stark berührte und bin eigentlich erst jetzt darauf gekommen: In diesem Requiem überwiegen Versöhnung, Zuversicht und Hinwendung zum Leben – im Angesicht des Todes: „Sehet mich an; ich habe eine kleine Zeit Mühe und Arbeit gehabt, und habe großen Trost gefunden“, heißt es im „Deutschen Requiem“.

Aber Joseph liebte nicht nur die Musik, sondern auch die Literatur, die

Sprache, besonders die deutsche Sprache, die Sprache seiner Kindheit.

In den 1990er Jahren, als er als Wanderer zwischen Amerika und Europa im Unterwegssein zu Hause war, hatte er ein Lieblingsgedicht, das ihm auf unspektakuläre und doch eindringliche Weise aus der Seele sprach:

„Der kleine Unterschied“ von Mascha Kaléko

Es sprach zum Mister Goodwill
ein deutscher Emigrant:

„Gewiss, es bleibt dasselbe,
sag ich nun land statt Land,
sag ich für Heimat homeland
und poem für Gedicht.

Gewiss, ich bin sehr happy:
Doch glücklich bin ich nicht.“

Die Genauigkeit der Sprache lag ihm am Herzen. Er vertraute auf die Kraft der Literatur:

Er wusste, es sind Geschichten - alltägliche, biographische, genauso wie phantastische, erlebte ebenso wie erfundene -, mit deren Hilfe wir die Welt begreifen und unsere Erkenntnisse weitergeben. Die Dichter wissen das, und vor noch gar nicht so langer Zeit – als die Trennung zwischen Wissenschaft und Kunst noch nicht so eine allgemein akzeptierte war - wussten es auch die Wissenschaftler. Geschichten entstehen aus der Lebendigkeit, Vitalität und Kommunikationsfreudigkeit.

Sie sind keine Festschreibungen, sondern dynamische Schöpfungsprozesse. Geschichten verändern sich beim Erzählen und verändern den Erzähler. Joseph war ein großer Geschichtenerzähler. Er hat die Kunst des Geschichtenerzählens in die Wissenschaft zurückgeholt. Dafür - und für vieles mehr - werden ihm viele Menschen dankbar sein.

Ende letzten Jahres hat Joseph seinen Freunden und Weggefährten einen Text unter dem Titel „Woran ich glaube“ geschickt. Der Untertitel lautete „20 Thesen, die ich für richtig halte.“ Mitte Dezember trug er sie in München im Café im Hinterhof einem tief beeindruckten Publikum vor - eine Veranstaltung, die bis heute nachwirkt.

Eine dieser Thesen lautet:

„Es ist nicht möglich, eine feste Grenze, weder zwischen Gut und Böse noch zwischen Tag und Nacht, zu zeichnen. Aber der Unterschied zwischen Mittag und Mitternacht ist deutlich.

Der Mensch *kann* wissen ob sein Tun und Handeln eher im Rahmen des Tageslichts oder der Nacht ist und sich entsprechen verhalten. Doch sicher ist, dass Krieg, Armut und Hunger, unter denen ein Drittel der Menschheit leidet, die massiv ungleiche Verteilung der Ressourcen der Natur, all dies Mitternacht ist. Hass ist Mitternacht. Liebe ist Mittag.“